



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gittermann, Wilhelm: Erinnerungen an Friedrichsruh

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Erinnerungen an Friedrichsruh

Von Wilhelm Gittermann



Friedrichsruh! welcher Klang liegt in diesem schlichten Namen! Wie die muhammedanischen Gläubigen sehnsüchtig nach der heiligen Stadt schauen, so wenden sich die Herzen aller Patrioten dem stillen Ort im Sachsenwalde zu, wo er, der größte Deutsche, seine letzten Lebensjahre procul negotiis verbrachte! Das kleine Walddörfchen mit seinem unscheinbaren Herrenhause war zu einem deutschen Mekka geworden, und fernher aus allen Gauen des Reichs strömten die Menschen herbei, um den Mann zu sehen, der uns das Reich gewonnen hatte. Hier Sachsen, hier Bayern, hier Schwaben! so hieß es, wenn der greise Fürst, freundlich mit seinem Schlapphut grüßend, durch die Reihen der vor dem Parkthor Wartenden schritt; und glücklich fühlte sich, wer ihm die Hand drücken konnte, noch glücklicher aber alle, die als seine Gäste tagelang mit ihm verkehren durften. Wer den Fürsten Bismarck nur nach seinem äußern Auftreten beurteilen will, hat kein richtiges Bild von ihm, denn der Mann, der sich mit ehernen Schritten rücksichtslos seinen Weg über die Weltbühne bahnte, macht den Eindruck eines eisernen Helden, mit vielem Verstand und weniger Herz. Der wirkliche Bismarck hatte auch ein treuherziges deutsches Gemüt; aber Herz und Gemüt haben mit der Politik nichts zu thun, und ein richtiges Bild kann daher nur der von ihm haben, der ihn in seiner einfachen Häuslichkeit als Privatmann kennen lernte. Nach dem Tode des Fürsten habe ich meine Erlebnisse in Friedrichsruh niedergeschrieben, und wenn ich mich jetzt beim Durchlesen dieser Zeilen noch einmal in die glückliche Zeit jener Besuche zurückversetze, dann thut es mir fast weh, daß ich meine Erinnerungen der Öffentlichkeit preisgeben soll. Aber das deutsche Volk hat ein Unrecht darauf, von seinem

Bismarck zu hören und ihn so kennen zu lernen, wie er wirklich gewesen ist; darum mögen denn auch meine einfachen Schilderungen hier einen Platz finden.

Im Herbst 1891 hatte mich Lothar Bucher nach Friedrichsrub eingeladen, mit dem Bemerken, daß er mich in die fürstliche Familie einführen wolle; als ich ihm daher während eines Berliner Aufenthalts im Winter von dort aus schrieb, antwortete er umgehend, der Fürst freue sich, mich kennen zu lernen, und ich möchte sobald als möglich kommen. Am 23. Januar 1892 nachmittags traf ich in Friedrichsrub ein, schickte meine Karte in das Schloß und wurde von Bucher sogleich in Empfang genommen, der nur bedauerte, daß ich nicht eine Stunde früher gekommen sei, sodaß ich noch an dem gemeinschaftlichen Frühstück der Familie hätte teilnehmen können; der Fürst habe übrigens die Erwartung ausgesprochen, daß ich nicht nur für den einen Tag sein Gast sein würde, und freue sich, mich noch vor dem Diner zu begrüßen. Der alte Geheimrat war so heiter, wie ich ihn lange nicht gesehen hatte, und äußerte wiederholt seine Freude, mich in Friedrichsrub zu haben; wir hatten mancherlei zu besprechen, aber gegen $\frac{1}{2}$ 4 Uhr erhob er sich und bat, ihn für eine Stunde zu entschuldigen, da er jeden Nachmittag an der Ausfahrt des Fürsten teilnehme, der auf seine Begleitung besonderes Gewicht lege, weil sie sich während der Fahrt am ungestörtesten über politische Tagesneuigkeiten aussprechen könnten. Ich beobachtete also vom Fenster meines im ersten Stock gelegnen Gastzimmers die Abfahrt der Herrschaften, mit Spannung und nicht ohne Herzklopfen, denn ich sollte zum erstenmal den Fürsten Bismarck sehen. Es war ein herrlicher Wintertag; stiller Friede lag über der Landschaft, Wald und Flur waren in eine dichte Schneedecke gehüllt, und weithin glänzten die Bäume des Sachsenwaldes in ihrer winterlichen Pracht. Vor dem Portal des Hauses — Schloß kann man es nicht nennen — hielt ein pommerischer Strohschlitten, mit plumpen, langen Holzfüßen und Bretterfüßen, die mit zwei Rissen belegt waren; dann erschien die gewaltige Gestalt des Fürsten Bismarck, der in seinem großen Pelzmantel noch riesenhafter ausah, in Begleitung des Geheimrats, und nachdem beide Platz genommen hatten, entfernte sich der Schlitten in schneller Fahrt dem Sachsenwalde zu. Als ich später mein Erstaunen über das einfache Gefährt des Fürsten ausdrückte, sagte mir Bucher lachend: „Ja, der Fürst behauptet immer, die alten pommerischen Strohschlitten schlickerten am besten; im Schuppen finden Sie kostbare Fuhrwerke aller Art, aber er benutzt sie nicht, die einfachsten und bequemsten sind ihm die liebsten.“ Für die Zeit seiner Abwesenheit hatte er mich mit einer interessanten Lektüre versehen, in der auch Fürst Bismarck eifrig gelesen haben mußte, denn fast auf jeder Seite fanden sich von seiner Hand zahlreiche Randbemerkungen. Es handelte sich um die sogenannte Borussenbrochure, und bei dem Satz: „auch Fürst Bismarck mußte nach Kanossa gehen,“ las ich die mit riesengroßer Schrift geschriebnen Worte: „Sawohl! aber nur wegen Desertion der Liberalen.“ Die Schlittenfahrt hatte $1\frac{1}{2}$ Stunden gedauert, Bucher kam dann gleich auf mein Zimmer

und sagte mir, daß der Fürst sehr gut aufgelegt und gesprächig sei. „Zeigen Sie sich ihm gegenüber nur ganz unbefangen und sprechen Sie frisch von der Leber weg, nur unterbrechen Sie ihn nicht, wenn er eine Geschichte erzählt, denn das kann er nicht vertragen.“ Gegen sechs Uhr betraten wir das an den Speisesaal anstoßende Empfangszimmer, wo außer uns noch zwei Herren warteten, die aus der Nachbarschaft zum Diner geladen waren. Gleich darauf erschien der Fürst, und niemals vergesse ich den ersten Eindruck dieses an Körper und Geist so gewaltigen Mannes. Die ganze weit über das Mittelmaß emporragende Gestalt stramm aufgerichtet, den Kopf leicht vorgestreckt, so sah ich ihn in Begleitung seiner beiden Hunde, Tiras und Rebekka, in die Thür des Nebenzimmers treten und mit kurzen, gewichtigen Schritten auf uns zukommen. Er drückte jedem von uns die Hand und sah dann mich, den er noch nicht kannte, einen Augenblick prüfend an, als wollte er mir in der Seele lesen, wes Geistes Kind er vor sich habe. Meine vielleicht nicht ganz gewandte Bemerkung, daß ich glücklich sei, jetzt den großen Kanzler sehen zu dürfen, den ich früher trotz aller Mühe niemals zu Gesicht bekommen hätte, wehrte er gutmütig lächelnd mit dem Worten ab: „Nun, da haben Sie ja noch nichts versäumt, ich stehe Ihnen jetzt gern zu Diensten, und als mein Gast können Sie mich betrachten, soviel Sie wünschen.“ Als wir uns zu Tisch gesetzt hatten, wandte er sich gleich an mich, mit der Frage: „Sagen Sie einmal, gehören Sie auch zu den groben Ärzten?“ Auf meine Antwort, daß ich das nicht wüßte, daß aber nach meiner Ansicht die groben Ärzte die bessern wären, sagte er lebhaft: „Ja, da haben Sie Recht, ich habe auch immer mehr Vertrauen, wenn mir jemand mit einer gewissen ehrlichen Derbheit als mit zu kriechender Höflichkeit entgegenkommt.“ Die Fürstin bemerkt, daß man sich über allzu große Höflichkeit ihres Arztes nicht beklagen könne, und erzählt eine Geschichte, die an der Tafelrunde stürmische Heiterkeit hervorrust. „Ja, sagt der Fürst, wenn einem von uns etwas fehlt, dann heißt es immer zuerst: Er hat sich verfressen!“ Das Menü war reichhaltig, und abends, als sich die Gäste der Nachbarschaft verabschiedet hatten, nahm die Hausfrau Gelegenheit, mir gegenüber folgendes zu äußern: „Glauben Sie nicht, daß wir immer so opulent leben wie heute, aber einer der Herren ist ein reicher Junggesell, der sich einen Weinkeller und eine Tafel hält, gegen die wir nur mit besondern Anstrengungen konkurrieren können.“ Nach der Suppe gab es einen gebacknen Fisch, und der Fürst, der mit großem Appetit davon speist, erkundigt sich nach seinem Namen; als er hört, daß es eine Goldbutte sei, sagt er: „Der Fisch ist wohlschmeckend, und soviel ich weiß, noch ziemlich preiswert, überhaupt werden ja die Fische noch lange nicht nach ihrem wahren Wert gewürdigt.“ Die Fürstin bejaht das und äußert, daß der Kaviar jetzt enorm im Preise gestiegen sei, worauf ihr der Hausherr trocken erwidert: „Nun dann essen wir keinen.“ Er erzählt dann folgende Geschichte: „Während ich in Petersburg als Gesandter lebte, war dort einmal eine besonders kostbare Sendung Kaviar ein-

getroffen, wovon ich gleich ein Bud kaufte, um ihn meinem alten Herrn als Präsent zu schicken. Als ich mich später in Berlin erkundigte, ob die Sendung richtig eingetroffen war, da erfuhr ich denn, daß mein alter Herr von diesem guten Kaviar überhaupt nichts bekommen habe, den hatte die Hofgesellschaft allein aufgefressen.“ Auf die Bemerkung eines Herrn, ob denn so etwas möglich sei, antwortete der Fürst, lebhaft mit den Händen winkend: „O noch viel mehr!“

Während des Dinens liegen die Hunde Tiras und Rebekka zu beiden Seiten hart neben dem Stuhl des Hausherrn, der ihnen von Zeit zu Zeit einen Bissen zuwirft. Tiras bekommt dabei infolge seiner Trägheit und Unbeholfenheit wenig ab, während die behende Rebekka, bekanntlich eine Tochter des ersten Tiras, des eigentlichen Reichshundes, durch elegante Lustsprünge fast alle Bissen auffängt. Das veranlaßt den Fürsten zu der folgenden schon bekannten Erzählung, die ich hier nochmals mit allen den köstlichen drastischen Bemerkungen wiedergeben möchte, die ich bei andern Erzählern vermissen: „Der Tiras ist mir als Geschenk meines alten Herrn lieb und wert, aber seinem Vorgänger gleicht er wenig. Als mir der ältere Tiras infolge eines Unglücksfalles eingegangen war, beauftragte mein kaiserlicher Herr den Staatsminister von B. einen ganz gleichen Hund zu besorgen, den er mir zum Geburtstag schenken wollte. Herr von B. verstand zwar gar nichts von Hunden, aber mit dem ihm eignen Selbstvertrauen übernahm er den Auftrag und führte eines Tages dem Kaiser diesen Tiras vor, obwohl er damals am ganzen Körper mit Schwären bedeckt war und — wie mir später erzählt wurde — vor Schwäche sein Hinterteil gar nicht vom Erdboden erheben konnte. Der alte Herr verstand auch nichts davon, aber nachdem er das Tier von allen Seiten mit seiner Luognette betrachtet hatte, erklärte er kopfschüttelnd: »Nein, so können wir dem Fürsten den Hund nicht bringen, der ist ja krank und muß erst kuriert werden!« Nachdem mein alter Herr schon 900 Mark für das kranke Geschöpf bezahlt hatte, mußten für eine dreimonatige Pflege beim Tierarzt noch einmal 600 Mark geblecht werden, sodaß also das kaiserliche Geschenk schon 1500 Mark kostete. Als es mir nun durch einen Hofbeamten zum Geburtstag überbracht wurde, war ich zuerst ganz erstaunt über den zwar gut herausgefütterten, aber noch immer kreuzlahmen Hund, und je länger ich ihn betrachtete, um so mehr mußte ich lachen, und es kam mir der Gedanke: Du möchtest wohl wissen, woher der Hund eigentlich stammt. Ich konnte nur erfahren, daß er aus einer größern Handlung bezogen war; wo die ihn aber her hatten, habe ich trotz aller Mühe und der mir zu Gebote stehenden Mittel niemals herausbringen können, ich nehme also an, daß er gestohlen war. Na Tiras — sagte er darauf, den Hund streichelnd —, du kannst ja nichts dafür, daß du einen solchen Kalbskopf hast und wahrscheinlich beim Stehlen lahmgeprügelt worden bist; als Geschenk meines kaiserlichen Herrn habe ich dich doch lieb.“

Gerade in jenen Tagen hielt sich der Kaiser in Kiel auf, und einer der anwesenden Gäste erzählte, daß in dieser Nacht die Rückreise über Hamburg-Friedrichsrub erfolgen würde, und daß eine sorgfältige Überwachung der Bahnhöfe angeordnet sei. Die Fürstin unterbricht diese Mitteilungen mit den Worten: „Majestät wird uns doch nicht alarmieren?“ worauf der Fürst unter großer Heiterkeit bemerkte: „Uns wohl nicht! Ich halte übrigens die Bewachung der Bahnhöfe — so fuhr er fort — für durchaus überflüssig, denn wer sollte jetzt dem jungen Kaiser etwas thun wollen; wenn man ihm aber etwas anhaben will, dann kann das bißchen Wache auf den Bahnhöfen auch nichts nützen.“ Einer der Herren zog einen Vergleich zwischen den russischen und unsern deutschen Zuständen und wies darauf hin, daß die Kaiserin von Rußland aus fortwährender Angst schwer leidend sei, und daß auch ihr Gemahl immer in Sorgen leben müsse. „Glauben Sie ja nicht, daß der Zar vor lauter Angst verdüstert ist, wenigstens habe ich ihm niemals etwas angemerkt, sagte darauf der Fürst; man gewöhnt sich leicht an Gefahren aller Art, und schließlich denkt man gar nicht mehr daran. Im Beginn meiner Ministerlaufbahn, da hatte ich allerdings immer so unangenehme Empfindungen, und an jeder Straßenecke dachte ich: »Setzt werden sie dir eins aufbrennen!« Sie sind ja Jäger, wandte er sich zu mir, und wissen, wie scheu der Feisthirsch ist, wie er jede Blöße meidet und immer wieder sichert; nun so bin ich damals auch an allen Gassen vorbeigeschlüchelt und habe mich immer gewundert, wenn ich heilbeinig zu Hause war. Später dachte ich an keine Gefahr mehr, ich war vollständig abgestumpft und weiß nur, daß es mir zuerst sehr komisch vorkam, als die Menschen anfangen, mich achtungsvoll zu grüßen.“ — „Ja, Otchen, bemerkte die Fürstin — sie redete den eisernen Kanzler immer nur „Otchen“ an und nannte ihn „Bismarck,“ wenn sie von ihm, als dritter Person, irgend etwas erzählte —, ich war aber damals immer halbtot vor Angst und habe manche Nacht deinetwegen nicht schlafen können!“

Ich erwähnte schon, daß die Speisefarte aus Rücksicht auf einen verwöhnten Gast sehr mannigfaltig war; der Fürst speiste mit gutem Appetit und trank dazu französischen Sekt, den er durch Beimischung von Ahmannshäuser Mouffzeug möglichst herb zu machen suchte. Als eine nur auf der einen Seite vorgeschchnittne pommerische Gänsebrust serviert wurde, schnitt er sich von der ganzen Brust ein großes Stück ab, mit dem Bemerkn, daß er auf kleine homöopathische Dosen leider nicht eingerichtet sei. Als letzten Gang gab es gebratne Waldschneepfen, die durch einen Verehrer des großen Kanzlers von der Insel Cypern ausgenommen und in einem Schlauch voll Cyperwein geschickt waren. Der Fürst kostete davon, verzog aber den Mund und behauptete, sie schmeckten nach Medizin, worauf die Hausfrau bemerkte, sie würde die Schneepfen nicht vorgesetzt haben, aber vormittags sei eine zur Probe gebraten worden, und da habe sie den gerade vorbeigehenden Obersförster Lange kosten lassen, der den Braten als vorzüglich befunden hätte. „Na, sagte der Fürst,

wie er da nach Hause gekommen ist, hat er sicher gleich gesagt: »Frau, gib mal schnell eine Tasse Kaffee her, ich habe im Schlosse wieder ein Zeug fressen müssen und kann den Geschmack nicht wieder los werden.«

Der Kammerdiener kommt mit einem großen Bogen, der Fürst setzt sich den Klemmer auf und sagt: „Meine Herren, wir sind heute unter uns und können uns daher einen Extrawein leisten; ich werde vorlesen, was an besondern Sorten in meinem Keller liegt, und bitte, daß jeder der Herren ungeniert sagt, was er trinken möchte.“ Beim Vorlesen eines mehr als hundertjährigen Boxbeutel macht er eine Pause, worauf Bucher bemerkt, daß seines Wissens dies der beste und bekömmlichste alte Wein im Keller sei; der Boxbeutel wird also gebracht, und wir bleiben noch länger an der Tafel sitzen, während Fürst Bismarck in der ihm eignen bezaubernden Weise weiter plaudert. Er kommt auf die damals in Preußen eingeführte Selbsteinschätzung zu sprechen und äußert folgendes: „Dieser Arbeit habe ich mich selbst unterzogen, und zwar schätzte ich mich höher ein, als meinem Einkommen entspricht, damit mir nicht gute Freunde etwas am Zeuge flicken könnten; ich lasse jetzt sogar feststellen, wieviel Holz jährlich in meinem Haushalt verbrannt wird, um den richtigen Wert desselben angeben zu können.“ Dann spricht er lange über Waldkultur und bedauert, daß eine hart an der Straße stehende uralte Eiche fallen müßte, weil sie nach Aussage seiner Beamten den Verkehr gefährde; er kenne jeden Baum in seinen Wäldern, und es sei ihm immer schmerzlich, wenn so ein alter Waldries gefällt würde; übrigens habe er auch Befehl gegeben, den Versuch zu machen, ob betreffende gänzlich hohle Eiche nicht durch inneres Auszementieren noch einige Jahre erhalten werden könnte.

Gegen neun Uhr erheben wir uns von der Tafel und gehn in das Zimmer der Fürstin, wo Kaffee und Cigarren gereicht werden. Der Fürst brennt sich seine lange Pfeife an und macht es sich bequem, indem er, auf einem Sessel sitzend, seine Füße auf eine mit Kissen bedeckte Fußbank legt. Die Gäste aus der Nachbarschaft empfehlen sich bald, und das fürstliche Paar, Bucher und ich bleiben allein. Der Fürst hat zu den Zeitungen gegriffen und pafft mächtige Rauchwolken vor sich hin, indem er von Zeit zu Zeit mit dem stumpfen Ende seines großen Bleistifts in den Pfeifenkopf fährt; auch Bucher und ich rauchen, sodaß das nicht große Zimmer bald in einen dichten Qualm gehüllt ist. Der Geheimrat sitzt mit geschlossenen Augen auf dem Sofa, indem er immerfort seine gichtischen Hände streichelt; die Fürstin hat vor sich auf dem Tisch eine Spirituslampe und unterhält sich eifrig mit mir. Sie erzählt von ihrer überstürzten Abreise aus Berlin, und daß nichts hätte richtig verpackt werden können; das Gesuch um einige Tage Aufschub sei abschläglich beschieden worden, mit der Motivierung, daß der Nachfolger die Wohnung gleich benutzen müsse. Auf meine Frage nach dem Zweck der dicht vor ihrem Gesicht aufgestellten Lampe sagt sie mir: „Sehen Sie, ich möchte doch gern

hören, was die Herren sich erzählen, aber ich kann den Rauch nicht vertragen, wodurch meine asthmatischen Beschwerden schlimmer werden; da habe ich mir denn diese Spirituslampe konstruieren lassen, die dicht vor meiner Nase aufgestellt wird und mit ihren vielen Flammen dafür sorgt, daß wenigstens in meiner nächsten Nachbarschaft der Tabaksgeruch weniger bemerkbar wird.“

Der Fürst legt jetzt die Zeitungen beiseite und plaudert über Zollgesetze, Schulvorlage und schließlich auch wieder über die Hofgesellschaft, die immer gegen ihn feindselig gewesen sei; das Schulgesetz kann nicht durchgehn, und Zedlitz wird fallen. Ich sitze dicht vor ihm und höre zu, wie er, mit der Pfeife in der Hand leicht gestikulierend, die Tagesfragen bespricht; er sieht mich dabei immer scharf an, und ich habe das Gefühl, daß ich der Weltgeschichte in das Auge sehe. Die Fürstin ist vor ihrer Spirituslampe eingeschlafen; Bucher reibt sich noch immer seine Hände, aber hin und wieder wirft er eine Bemerkung dazwischen, ohne die Augen zu öffnen. Wie er mir gelegentlich sagte, hört und arbeitet er in seinem Kopf am schärfsten, wenn die Sehtätigkeit ausgeschaltet ist. Als der Fürst einmal eine Pause macht, bemerkt Bucher: „Gittermann ist mit einem Herrn von X befreundet,“ worauf Fürst Bismarck dieses Thema wieder aufgreift und folgendes sagt: „Ich kenne auch die ganze Familie ziemlich gut, und wenn Ihr Freund ein echter Sohn derselben ist, dann muß er tüchtig kneipen können, denn sie saufen alle. Während der Zeit des Erfurter Parlaments hatten wir unter unsrer konservativen Fraktion auch zwei Vettern dieses Namens, die aber niemals an den Sitzungen teilnahmen, sondern immer in einem bestimmten Restaurationslokal zu finden waren, wo sie Sekt sofften. Hatten wir ihre Stimmen nötig, dann mußten wir sie von unserm Fraktionsdiener jedesmal abholen lassen, und da kam es dann freilich vor, daß die Herren kaum noch ihre Pflicht thun konnten, wenn sie mit Hilfe einiger handfester Packträger in den Sitzungssaal geschoben waren. Ja, mit dem Trinken ist es solche Sache! Von meinem Großvater — sehen Sie, das große Bild dort an der Wand, der alte Herr, der so wohl und rosig aussieht — weiß ich auch, daß er furchtbar viel Rheinwein trinken konnte. Nun passiert es mir seit einiger Zeit, daß mir die Augen so laufen, und wenn ich in die frische Luft komme, dann muß ich immerfort mit dem Taschentuch wischen. Ich weiß nicht, sind es manchmal wirkliche Thränen, oder ist es nur Schwäche; aber wenn ich so recht von dem Übel geplagt werde, dann muß ich immer an das alte Bibelwort denken, daß die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied heimgesucht werden sollen, und dann sage ich mir: Bismarck, das ist der Rheinwein, den dein Großvater zuviel getrunken hat, der läuft jetzt dem Enkel zur Strafe aus den Augen.“

Nach elf Uhr erhebt sich Bucher und fordert mich auf, mit zu Bett zu gehn, da der Fürst sich hinlegen müsse; dieser protestiert heftig dagegen, indem

er sagt: „Nein, noch nicht, ich bin heute bei Stimmung, mich noch weiter zu unterhalten; Bucher will auch nur auf sein Zimmer, um dort wieder die halbe Nacht zu arbeiten, aber das soll er nicht.“ Der Geheimrat setzt sich also gelassen wieder auf sein Sofa; die Fürstin, die auch den Kopf erhoben hatte, schlummert vor ihrer Spirituslampe weiter, und der Fürst fährt fort über alle möglichen Dinge zu plaudern. Die Handelsverträge bringen ihn auf Österreich, dessen wirtschaftliche Verhältnisse er ungünstig beurteilt; schließlich kommt er auf Rußland zu sprechen, das er ja aus eigener Erfahrung genügend kennen gelernt hatte. Außer einigen pikanten Anekdoten über den Fürsten Gortschakow erzählte er auch die in seinen Erinnerungen wiedergegebene Geschichte von dem Hirschtalg, der längere Zeit hindurch jährlich mit einem Pud (etwa 33 Pfund) von der Kaiserlich russischen Hofküche in Rechnung gebracht wurde, nachdem sich zu Zeiten Kaiser Nikolaus I. der damalige Prinz Wilhelm von Preußen einmal ein erbsengroßes Stück zum Einreiben einer durchgerittnen Hautstelle hatte geben lassen. Es mochte fast zwölf Uhr sein, als mir der Geheimrat zuflüsterte: „Wenn wir ihn jetzt nicht in das Bett kriegen, dann schläft er überhaupt nicht.“ Ich stand also trotz nochmaligen Widerspruchs auf, um mich zu verabschieden, da ich am andern Morgen mit dem Schnellzug abreisen mußte. Der Fürst gab Befehl, auf dem Bahnhof Bescheid zu sagen, daß der Schnellzug angehalten würde. „Sehen Sie, sagte er dann mit liebenswürdigem Lächeln, soviel von meiner frühern Macht hat man mir noch gelassen, daß ich für meine Gäste die sonst hier durchfahrenden Züge halten lassen darf; vergessen Sie auch nicht, sich eine Flasche Wein mitzunehmen, ich bin ein erfahrener Reisender und kann Ihnen sagen, daß es unterwegs nichts Besseres giebt als einen guten Trunk.“

An diesem Abend dachte ich nicht an Schlafen, und da auch Bucher keine Müdigkeit fühlte, so gingen wir auf sein Zimmer, um uns noch weiter zu unterhalten. Der alte Herr war wieder sehr lebhaft und sagte, daß er den Fürsten lange nicht so gut aufgelegt gesehen habe, wie diesen Abend. Auf meine Frage nach dem Grund seiner eignen Schweigsamkeit antwortete er: „Ich wollte nicht dazwischen reden, Sie sollten ihn allein genießen.“ Auf dem Schreibtisch des gemütlichen und ganz für die Bequemlichkeit eingerichteten Zimmers lagen ungeheure Aktenstöße, die mich veranlaßten, den Geheimrat zu ermahnen, er möge nicht zu viel arbeiten. Dadurch kamen wir auf seine Thätigkeit überhaupt zu sprechen, und während er sonst jede Unterhaltung über die sogenannten Bismarckischen Memoiren kurz abgebrochen hatte, erzählte er mir an diesem Abend alles nähere über die Entstehung dieses Werks und die Art und Weise der Bearbeitung. Was ich darüber erfahren habe, will ich hier kurz folgen lassen, weil es vielleicht nach dem Erscheinen der „Gedanken und Erinnerungen“ für viele von Interesse sein wird.

Als sich im März 1890 die Krisis immer mehr zugespitzt hatte, bat der

Kanzler den schon seit vier Jahren im Ruhestand lebenden Bucher zu sich, um mit ihm über die Lage zu beraten. Dieser riet sofortige Einreichung des Entlassungsgesuchs, und — wenn ich recht verstanden habe — er ist auch bei Abfassung dieses Schriftstücks mit behilflich gewesen.

Als der Fürst dann dauernd nach Friedrichsrub übersiedelte, wurde Bucher eingeladen, als ständiger Gast dort Wohnung zu nehmen. Die Absicht, Erinnerungen zu schreiben, bestand damals noch nicht, und der Geheimrat versicherte mir wiederholt, daß er nur nach Friedrichsrub eingeladen sei, um dem Kanzler über die erste besonders empfindliche Zeit der Unthätigkeit hinwegzuhelfen. Aber ein Mann wie Bucher konnte nicht ohne Arbeit sein, er machte sich also darüber her, die vielen politischen Briefe und in Privatbesitz verbliebenen Aktenstücke zu ordnen. Je mehr er sich in diese Arbeit vertiefte, umso größer wurde sein Interesse, und schließlich schlug er dem Fürsten vor, der Welt ein gewissermaßen politisches Testament zu hinterlassen und Erinnerungen zu schreiben. Leicht ist es ihm nicht geworden, den Kanzler für seinen Plan zu gewinnen, besonders da er auch den Widerstand einzelner Familienmitglieder zu überwinden hatte, denen der Gedanke daran zuerst gar nicht sympathisch war. Aber eine zähe Natur wie Lothar Bucher ließ sich nicht so leicht zurückschrecken, und nachdem es ihm erst gelungen war, den Fürsten für die Arbeit zu interessieren, mußte er ihn auch dabei festzuhalten. Fast in derselben Weise wie früher zur Zeit der Amtsthätigkeit verlief auch die letzte gemeinsame Arbeit der beiden Männer. Nachdem man sich durch gegenseitige Aussprache über den allgemeinen Inhalt eines Kapitels verständigt hatte, brachte der Geheimrat die Plaudereien seines Meisters stenographisch auf das Papier, um später auf seinem Zimmer die vorhandenen Briefe und Aktenstücke damit zu vergleichen; dann schrieb er den Abschnitt in druckreifer Form nieder und übergab ihn nochmals dem Fürsten zur Durchsicht, bevor Chrysander oder ein anderer Herr die endgiltige Reinschrift besorgen durfte. Geheimrat Bucher war die treibende Kraft, und ich hörte ihn nur darüber klagen, daß die Arbeit nicht schnell genug fortschreite, und daß es manchmal schwer sei, bei einem bestimmten Punkt die Gedanken des Fürsten festzuhalten, der sich immer mit ihm lieber über die politischen Tagesneuigkeiten als über die Vergangenheit unterhalten wollte. Dadurch kam es auch hin und wieder zu kleinen sachlichen Streitigkeiten, die nicht selten damit endigten, daß der Geheimrat seine Koffer packte und abreiste. Lange hielt es aber der Kanzler ohne Bucher, der ihm jetzt ganz unentbehrlich geworden war, nicht aus; die Mitteilung, daß er gern wieder mit ihm arbeiten wolle, oder daß sich neue wertvolle Materialien vorgefunden hätten, war dann immer ausreichend, ihn schnell wieder nach Friedrichsrub zurückzuführen.

Bucher liebte nichts weniger als den Aufenthalt in Barzin, dessen feuchtes Herrenhaus er für die Entstehung seines giftischen Leidens verantwortlich

machte. Ich besitze aber einen Brief von ihm, worin es heißt: „Soeben bin ich im Begriff, eiligst nach Barzin abzureisen, nachdem man mir gemeldet hat, daß dort eine große Kiste Briefe gefunden worden ist.“ Aus alledem geht hervor, daß Lothar Buchers Verdienst um das Zustandekommen des Bismarckschen Werkes nicht gering ist; ja man darf sagen, daß es ohne ihn überhaupt nicht möglich gewesen sein würde!*)

Der wichtigste Teil, der die Zeit vom Regierungsantritt des jetzigen Kaisers bis zur Entlassung des Fürsten behandelt, wurde zuerst bearbeitet und war schon im Herbst 1891 mit 1800 engbeschriebnen Bogen vollständig druckreif. Bucher nannte mir gegenüber diese Arbeit „ein streng historisches, in sich abgeschlossenes Werk,“ das die Geschichte jener zwei denkwürdigen Jahre ausführlich behandelt. Er war nicht ohne Sorge über ihr Schicksal und sprach wiederholt die Befürchtung aus, daß sich möglicherweise Einflüsse gegen die Veröffentlichung geltend machen könnten, und dann würden ihm seine letzten Lebensjahre leid thun, die er geopfert hätte. Weniger Bedeutung legte er den jetzt schon erschienenen Erinnerungen bei; noch einige Wochen vor seinem Tode erzählte er mir, daß die zuletzt in Angriff genommene Arbeit nur aus lose aneinander gereihten und im Plauderton geschriebnen Kapiteln bestünde. Ohne diese ganz vollenden zu können, hatte er im Frühjahr 1892 Friedrichsruh für immer verlassen, nachdem infolge übermäßiger Anstrengung in seinem Zustand eine bedenkliche Wendung eingetreten war. Fürst Bismarck sagte mir später einmal, mit Thränen im Auge: „Bucher macht es wie das Edelwild, als er den Tod kommen fühlte, sonderte er sich ab vom Rudel.“

(Schluß folgt)



Einige Bedenken über die Politik der konservativen Partei im preußischen Landtage



er deutsche Reichstag und der preußische Landtag sind fast gleichzeitig in neue Legislaturperioden eingetreten. Als seiner Zeit die Reichstagswahlen und die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus vor der Thür standen, wurden verschiedenen Parteien von verschiedenster Seite Wahlniederlagen oder doch wesentliche Verringerung ihrer Mitglieder prophezeit. Beide gesetzgebende Körperschaften sind

*) Über diese Angelegenheiten berichten auch die in kurzem erscheinenden Tagebuchblätter von Moritz Busch.